

Alfred Paul Schmidt
Anderswo
Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2021

1. Auflage Oktober 2021

literatur nr. 130

Lektorat: Reinhard Urbach

Korrektur: Elisabeth Pirstinger

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: iStock 91088382

Autorenfoto: Robert Fimbinger

Druck: Totem

ISBN 978-3-903322-37-0



GRAZ

Alfred Paul Schmidt

Anderswo

Roman

1.

Unter der geschlossenen Wolkendecke eines feuchtkalten Dezembertages, deren niederhängende Düsternis lediglich da und dort von helleren Flecken etwas aufgemildert wurde, fasste ich, mein Name ist Harry Bei, in einem der kleineren Parks der schönen Stadt Schenn den Entschluss zum Kauf des Buches »Lob der Torheit«, einem der Gründungstexte des europäischen Humanismus. Ich hatte das schon lange vor, da ich der Meinung war, die von der Torheit ausgehende Heiterkeit sei zuletzt auch dafür zuständig, dass wir gelegentlich sogar etwas Sehnsucht nach einer Weisheit verspüren, die unserem Kreuchen und Fleuchen vielleicht ebenfalls zu Diensten sein könnte. Für diesen Gedanken wollte ich mir Unterstützung bei dem hochwertigen Erasmus von Rotterdam holen.

Also nahm ich vom östlichen Stadtrand, wo ich wohnte, den Bus in die City, und nachdem ich in der Buchhandlung, die ich für gewöhnlich besuche, die Order gegeben hatte, die »Torheit« war nicht lagernd, sie zu bestellen, traf ich auf dem Alten Hegel, unserem zentralen Linienkreuzpunkt, meine gleichaltrige Kusine Andrea, wir sind beide vierzig, eine Schönheit, die mich, als Schriftsteller sieht sie in mir das intellektuelle Glanzstück der Verwandtschaft, über den neuesten Stand ihrer persönlichen Dinge unterrichtete. »Du wirst es nicht glauben, Harry«, lachte sie, »wohin ich unterwegs bin, ins LNKH in Gießhübel links.«

»Wie ich deinem Lachen entnehme«, antwortete ich, »sind wir nicht nur bluts-, sondern auch gemütsverwandt, der Gedanke ans Narrenhaus wird bei mir immer von einem inneren Lachen begleitet. Was machst du dort, einen Besuch?«

»Das hätte ich mir auch nicht gedacht«, kam es wieder lächelnd aus ihr, »dass ich einmal mit einem Mann verheiratet sein werde, der in der Nervenklinik landet, zwar nur wegen Burnout, aber immerhin.«

»Da kann ich nur sagen, gute Nacht, schöne Zeiten, die man uns beschert, jetzt leiden sogar schon Polizisten an Überarbeitung. Wie ist sowas möglich?«

»Das kann ich dir nicht beantworten, tut mir leid«, deutete sie auf den herankommenden Bus, »ich kann nicht auf den nächsten warten, der Stefan hat ohnehin schon lang genug unter meiner Unpünktlichkeit gelitten.«

»Hast du was dagegen, wenn ich mitkomme?«

»Natürlich nicht, ich weiß, Narren haben dich immer schon interessiert, warum eigentlich?«

»Der Narr, der Irre ist für mich der eigentliche Künstler, er gestaltet sein Leben auf eine unverwechselbare Weise, so unverwechselbar, dass wir ihn verachten müssen, um zu verbergen, dass für uns seine Denk- und Empfindungswelt völlig uneinholbar ist. Deshalb hat man ja die Irren vor langer, langer Zeit für heilige Menschen gehalten.«

»Das darfst du«, lachte sie wiederum ihr nach einem Schmeichelsopran klingendes Lachen, während wir in den Bus einstiegen und nebeneinander Platz nahmen, »das darfst du aber dem Stefan nicht verraten, ich glaub, das dürfte er nicht verstehen.«

Ihr Mann, erzählte Andrea, hat in Wirklichkeit Depressionen, aber ein Neurologe hat ihn freundlicherweise mit der Diagnose Burnout versehen, das macht sich in den Ohren der Vorgesetzten eines Polizisten wesentlich besser, ja, diese Diagnose ist in den oberen Etagen und bei der Polizeigewerkschaft hochwillkommen, macht sie doch deutlich, dass die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in Zei-

ten der Überflutung durch gesetzlose Migranten kein Spaziergang ist, sondern eine nervenzerrende, täglich überfordernde Schlacht für das gesamte Wachpersonal, angefangen vom einfachen Polizisten auf der Straße bis hinauf zu den höchsten Rängen der Führung.

»Das leuchtet mir ein«, sagte ich, bei mir dachte ich jedoch, wie soll ich jemals eine souveräne Erscheinung abgeben, wenn ich unfähig bin, Nachsicht mit einer Bevölkerung zu haben, die in der Polizei die einzige öffentliche Einrichtung sieht, die ihr volles Vertrauen genießt? »Und was«, fragte ich, »hat es mit seiner Depression auf sich, was ist es, das den Stefan fertig macht?«

Was die Kusine in der Folge von sich gab, verwies auf den sozialdemokratischen Gesinnungsfundus unserer Familie, der von unserem Großvater, einem Eisenbahnfunktionär, begründet wurde und der sich mit Hilfe der Zwangspensionierung des Großvaters im Alter von 37 Jahren durch den austrofaschistischen Ständestaat insofern verfestigt hat, als sie ihn, seine Frau und die drei Kinder in bittere Armut gestürzt hat, die ich mir aber mit der Leichtfertigkeit des Nachfahren durch die Formel, sich der Armut zu erfreuen, ist die Spitze der Lebenskunst, zu einem immer wieder bejahten aber nie verwirklichten Bestandteil meines eigenen Ideenvorrats gemacht habe.

Es sei die mentale Verfassung der Polizei, erklärte Andrea, durch die er zusammengebrochen ist, deren Druck er nicht mehr gewachsen war. Die Kollegenschaft ist immer männlich chauvinistischer geworden, frauenverachtend, rassistisch, fremdenfeindlich, zunehmend homophob und gewaltbegierig. Eine Haltung, welche die Speerspitze der Emotionalstruktur des nationalistischen Juniorpartners der Regierung darstellte, eine Haltung, die als Ausdruck der

Macht, von der man sich getragen fühlte, immer selbstbesoffener und für Stefan insofern unerträglich wurde, als es ihn zusehends trübsinniger machte, sich angepasst und sinneseinig mit dem Apparat zu geben. Die Anstrengung, jemand zu sein, der er nicht ist, hat ihn durch und durch ausgelaugt.

»Eine Depression«, sagte ich, »ist wahrscheinlich nichts anderes als die Trauer über den Verlust des Menschen, der man einmal war!«

Die Kusine beantwortete den Versuch, eine Depression zu definieren, mit einem zustimmenden Nicken, eingepackt in einen bekümmerten Blick, den sie kurz auf mir ruhen ließ, ehe sie ihn abwandte und ihn nach draußen sandte zu den vorbeiziehenden Einfamilienhäusern, den Gärten und den Schuppen von vorstädtischen Gewerbebetrieben. Währenddessen machte ich mir einen Reim auf das allgemeine Lebensgefühl der Gegenwart. In einer Zeit, sagte ich mir, die von wirtschaftlichen Zuspitzungen bedroht ist, von einer Wohlstandsbewegung nach unten, von Kalamitäten des Klimas und der Migration, in der sich ein gesellschaftlicher Wandel ankündigt, von dem niemand weiß, wohin er führen wird, in solchen Zeiten tritt die politische Kaste, egal ob konservativ oder sozialfreundlich, die Macht gerne an die Sachwalter der politischen Verblödung ab, in der Hoffnung, dass sie den Karren komplett an die Wand fahren, ein Trümmerfeld hinterlassen würden, aus dem dann die alten Eliten mit Hilfe eines katastrophengereinigten Verstandes wieder eine neue Ordnung des halbwegs gut gefügten Miteinander herauszuziehen pflegen.

Nach einiger Zeit riss sich Andrea von ihrem Blick nach draußen los, ruckartig, als ob ihr etwas plötzlich klar geworden, und drehte mir ihr Gesicht zu, mit einer überraschend

zuversichtlichen Miene, die verständliche machte, was sie sagte: Man brauche nicht zu befürchten, dass Stefan nicht wieder der Alte werden würde, sie sei sich ganz gewiss, dafür sorgen zu können, sie ganz allein, dass er wieder der fröhliche unbekümmerte Mensch werden würde, der er immer war, zu haben für jeden Spaß und das Herz am rechten Fleck. In ihrer Stimme lag die Dringlichkeit ihres Anliegens, sie klang hauchig weich, wie der Balsam, von dem sie wünschte, dass er sich in ihrer ganzen Person verkörpere, die sich mit all ihren Regungen und Empfindungen als heilende und schützende Hülle um ihn legen würde. So wie sie es sieht, hat der Aufenthalt in der Klinik, deren Atmosphäre ganz dazu angetan ist, eigentlich nur den Sinn, Stefan den Abstand zur Berufswelt zu vermitteln, die Ruhe und Stille im Haus und in der Umgebung zu genießen, kurz gesagt, sich die völlige Schonung als Privileg des Kranken ins Gemüt fließen zu lassen. Die therapeutischen Gespräche, ohnehin sehr sparsam eingesetzt, sind, gestrickt nach dem Muster allgemeiner Lebensvernunft, für Stefan kaum von Bedeutung oder gar Gewinn.

Wir trafen Stefan, wie Andrea mit ihm via Handy vereinbart hat, in der Cafeteria der Klinik, es war ein kleiner Bau an der Einfassungsmauer beim Haupteingang, wo er, als er uns erblickte, sofort vom Hocker beim Tresen heruntersprang und uns einer munteren Begrüßung unterzog, die mir, er war etwa 1,80 Meter groß, angesichts seiner schroffen Hagerkeit, gepaart mit der blassen Weichheit seiner Gesichtshaut, etwas gespielt erschien, als hätte er sein weiches Herz in eine ruppige Zuversicht gehüllt. Seine fröhliche Stimmung war aber, wie sich bald zeigte, keineswegs nur Theater. In 30 Minuten, wie er uns sagte, zu Andreas freudiger Überraschung, hatte er einen Termin bei seinem

Arzt, einem Universitätsneurologen, der ihn, und, da sie schon einmal da ist, auch Andrea zu einem Entlassungsgespräch in sein Büro bestellt hat. Da bis dahin noch etwas Zeit blieb, setzten wir uns unter den wenigen Gästen, sie machten alle den Eindruck einer ergebenen Traurigkeit, an einem der kleinen Tische auf ein Getränk zusammen.

»Darf ich dich fragen«, sagte ich zu Stefan, »was du machen wirst, nach einem, wie ich annehme, entsprechenden Genesungsurlaub?«

»Du denkst sicher«, antwortete er, »wenn ich wieder bei der gewohnten Truppe bin, dann kommen die Depressionen unausweichlich wieder, die Kollegen sind ja inzwischen keine Pfadfinder geworden, die darüber nachdenken, wie die gute Tat für heute ausschauen soll.«

»Das stimmt«, sagte ich, »in diese Richtung hab ich ungefähr gedacht.«

»Keine Angst«, sagte er, »ich geh nicht mehr zurück zum Polizeidienst, lass dir von der Andrea erzählen, was ich machen werde, sie hat mir dazu geraten.«

»Wenn Not am Mann ist«, lachte sie, »fällt sogar mir was ein.« Sie hatte ihrem Mann vorgeschlagen, in den Justizwachdienst überzuwechseln, man ist dort beklagenswert unterpersonalisiert, und Stefan würde, sie hat sich erkundigt, auch keinerlei Gehaltseinbußen erleiden, ja, es gibt sogar die Chance auf eine finanzielle Besserstellung, wenn er sich einer Umschulung zum Individualbetreuer unterzieht, da man dringend Leute zur, wie es im Fachjargon heißt, zur Reformierung von verhaltensgestörten Häftlingen benötige. »Wir sind uns einig geworden«, nahm sie Stefans Hand in die ihre, »unter Menschen, die dafür bestraft werden, dass sie Idioten sind, leidet man sicher weniger, als unter Idioten, die dafür bezahlt und allseits geschätzt werden.«

»Außerdem«, sagte Stefan, »wenn man aus dem Abgrund der verlorenen Lebenslust zurückkehrt, hat man das Gefühl, man sieht alles neu, man weiß, wie die Dinge wirklich funktionieren. Ich denke mir, dieses Grundgefühl ist der ideale Nährboden für den professionellen Menschenversther.«

Die beiden erinnerten mich an den alten Gedanken, dass die Krankheit den Menschen verfeinere, ein Gedanke, den ich weiter dachte, und während die beiden über ihren kleinen, von der Volksschule restlos gelangweilten Sohn sprachen, er hieß David, stellte ich mir vor, wie ich einem vertrauenswürdigen Menschenerforscher zustimmen würde, der mir auseinandersetzte, wie wichtig für die Entwicklung der Gattung hin zu einem helleren Kopf die Schwäche mancher Menschen ist, die von ihrer Empfindsamkeit in Verzweiflung und Mutlosigkeit gestürzt werden können, seelische Krankheiten, die ihnen aber, wendet man sich ihnen sorgend zu, den Blick auf völlig neue Horizonte möglich machen.

Zehn Minuten später kam uns im Park der Anstalt, sie umfasste mehrere Gebäude, auf dem Weg zum Büro von Stefans Arzt eine junge Frau entgegen, sie war um die dreißig, die uns Stefan als seine Zimmernachbarin und Krankheitsgenossin vorstellte, um ihr danach neben dem Namen seiner Frau auch meinen sowie meinen Beruf zu nennen. Die Frau hieß Erika Ehrsatz, über deren seltsamen Namen mich zu wundern ich kaum Zeit hatte, denn darauf vertrauend, dass sich schöne Menschen gerne besichtigen lassen, verblüffte mich, dass sie überhaupt nichts Krankes an sich hatte, im Gegenteil, ein ovales Gesicht, vollkommen im Lot, mit dem Ausdruck der Freude über seine Ebenmäßigkeit, die, von einem langen, glatt herunterfallenden Blondhaar umrahmt, durch grüne Augen, rötlich umzir-

kelt, in ein heiteres Vibrieren gebracht wurde. Das muntere Geschöpf erfuhr von Stefan, dass er und Andrea zu einem Abschiedsgespräch mit dem Professor unterwegs waren, worauf Frau Ehrsatz mit der Frage auf mich deutete: »Und was bitte schön, was macht der Herr Schriftsteller, ich erlaube mir, das wissen zu wollen, als Antwort auf den neugierigen Blick, mit dem er mich gleichsam einer Perlustrierung unterzogen hat.«

Umgeben von den Gesichtern meiner Verwandten, die nicht recht wussten, wie ihnen geschah, sagte ich, mich schlagartig in meinem Element fühlend, ich müsse mich nur noch verabschieden, dann würde ich der schönen Dame mit Vergnügen zur Verfügung stehen.

»Gut«, sagte Frau Ehrsatz, »lassen Sie sich Zeit mit der Verabschiedung, ich geh etwas voraus«, sie zeigte auf ein Gartenhäuschen, ein offenes, das man früher Salettl genannt hatte, »ich warte dort auf einer Bank auf Sie.«

»Na dann, bis zum heurigen Weihnachtstreffen«, sagte Stefan, nachdem die Dame weggegangen war, »endlich einmal eine Szene, die zum Ambiente passt. Die Narren gehen hier mit ihrem komischen Talent in der Regel sehr sparsam um.«

2.

Ein seidiger Nieselregen verwandelte die feuchte Luft in ein Medium, das an Wangen und Stirne als hauchzarte Massage spürbar war, als ich mit der schönen Kranken durch den mehr als weitläufigen Park spazierte, mit dem ich, wie ich ihr erzählte, vor 20 Jahren Bekanntschaft gemacht, als ich Umgang mit einem jungen Lehrer hatte, der hier in einem der Gebäude geistig behinderten Kindern eine naturgemäß spezielle Art von Unterricht erteilte, dem ich Gelegenheit hatte, einmal zwei Stunden lang beizuwohnen, da ich damals mit Sozialreportagen etwas Geld verdiente. Der junge Mann hatte sich, wie er betonte, für diese Tätigkeit entschieden, weil die Unterrichtsbehörde nicht das geringste Interesse an seinem Tun und Lassen hatte, er hat Jahr und Tag keinen Schulinspektor gesehen; der Nachteil dieser Freiheit war allerdings: Sein Glück bei den Frauen hielt sich in bescheidenen Grenzen.

Meine Begleitung schien, was ich sagte, zunächst nicht zu interessieren, sondern schlug vor, einander Du zu sagen, der Park habe etwas an sich, das sich mit dem förmlichen Sie nicht besonders gut vertrage; und da ich das Angebot gerne akzeptierte, nicht nur, wie ich sie wissen ließ, weil ich das Wohlbefinden des Parks nicht stören wollte, sondern weil ich mich auch sehr geehrt fühlte, ging sie erst nach einem Handschlag, dem ein Windstoß seinen feuchten Segen erteilte, auf meinen Bekannten ein, der mit einem gewissen Recht, wie sie sagte, kein allzu großes Glück bei Frauen gehabt habe, es sei schließlich kein reiner Aberglaube, dass Schwach- und Wahnsinn allgemein für ziemlich ansteckende Krankheiten gehalten werden, nicht umsonst würde Irrenärzten eine etwas aufgeweichte, moosähnliche Wesensart nachgesagt werden.

»Zumindest«, sagte ich, »muss man annehmen, dass sie, wenn sie ihr Metier verstehen, in zwei verschiedenen Welten leben, das sind immer Leute, die gerne Misstrauen erregen.«

Nachdem wir uns darauf geeinigt hatten, dass man in einem Park Nieselwetter von der lichtarmen, nebelhauchigen Sorte wesentlich besser verträgt als in der betriebsamen Stadt, wo es die Menschen in eine mürrisch depressive Stimmung versenkt, während man sich hier in dieser artigen Natur, eingehüllt ins Feuchte, sogar einer sanften Melancholie erfreut, nach diesem Übereinkommen wurde mir von der schönen Dame an meiner Seite erklärt, sie habe sich sofort, als wir einander vorgestellt wurden, meine Gesellschaft gewünscht. »Für die meisten Leute«, sagte sie, »löst die Geschichte meiner Krankheit nichts weiter als ein ratloses Schütteln des Kopfes aus, wodurch dessen Inhalt, zurückgekehrt in die alte Ordnung, wieder die gewohnten Gewissheiten in Bereitschaft hält, aber bei einem Schriftsteller ist das ganz was anderes, er wird, hört er mein Geschichte, seine Erfindungsgabe in die großen Ferien schicken, stattdessen wird er die des Lebens in den höchsten Tönen preisen.«

»Ich bin sehr gespannt, auf alle Fälle gratuliere ich, unter falscher Bescheidenheit leiden Sie, entschuldige, leidest du ganz sicher nicht.«

»Wofür hältst du mich, guter Freund, ich weiß doch, wie man sich in einer Irrenanstalt zu benehmen hat!«

»Wie erfreulich! Und worum geht's bei deiner Krankheit? Warum bist du hier?«

»Unmittelbar«, zögerte sie die Worte aus sich heraus, »unmittelbar wegen einer unerfüllten Liebe, das wäre weiter nicht sensationell, aber wie es dazu gekommen ist, macht diese Liebe bedenkenswert. Ich nehme an, du bist an der Ätiologie dieser Liebe interessiert?«

Natürlich war ich das, und so erfuhr ich, dass Erika, die Tochter eines Mittelschullehrer-Ehepaars, im Alter von 27 Jahren, das Studium der Psychologie hatte sie erfolglos hinter sich, auf dem Dachboden des elterlichen Hauses auf eine vergilbte Ausgabe des »Lobs der Torheit« von Erasmus von Rotterdam gestoßen ist. Da sie die Pflichten des Tages, sie führte den Haushalt ihrer Eltern, bereits erledigt hatte, fing sie an, das Büchlein zu lesen und hatte bereits nach wenigen Seiten so sehr Feuer gefangen, dass sie in den Mußestunden der nächsten zwei Tage nicht genau sagen konnte, ob sie bloß dem Lesen hingegeben oder in einem Fieberausch der Wahrheit gefangen sei?

Im Stillen fragte ich mich, ob der Zufall, dass ich heute das »Lob der Torheit« in meiner gewohnten Buchhandlung bestellt habe, eine höhere Bedeutung hat, gar eine Wende in meinem Leben darstellt, oder aber bloß ein Zufall ist, der zwar Aufmerksamkeit erregt, aber sonst keinerlei Folgen nach sich zieht. Vielleicht, dachte ich, ist es der Wille zur höheren Bedeutung, der sie erzeugt?

»Kennst du das Buch?«, fragte mich Erika.

»Nein, aber ich habe schon länger vor, es zu lesen.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht recht«, zuckte ich die Achseln, »schlag mir einen Grund vor!«

»Gut. Man muss nicht immer selber einen Grund haben. Dann würd ich sagen, du liest das Buch, damit dich die Gewissheit fröhlich macht, dass du das Leben bestenfalls nur in Bruchstücken verstehst.«

»Ein guter Grund.«

Nach diesem Vorschlag berichtete Erika weiter, wie es ihr mit dem »Lob der Torheit« ergangen ist, nachdem sie ans Ende der Schrift gekommen. Sie wusste schlagartig und wahrhaftig,

aber nur für welterfahrene Vorstellungskräfte nachvollziehbar, was für sie das Gebotene war, das in Angriff genommen werden musste. Irgendwie wollte sie immer schon auf die Bühne, wer will das nicht, es gibt kaum jemand, der nicht irgendwann in seiner Jugend von sich als Filmstar träumt, aber Erika verlangte es nicht nach der üblichen Schauspielerei, im Theater mit anderen herumlaufen und in deren Armen liegen oder von ihnen geprügelt werden, war nicht nach ihrem Geschmack, jedoch nach der Erasmus-Lektüre hatte es sie mitten ins Herz getroffen; sie wollte nicht das Leben verkörpern, wie es ist oder wie es sein sollte, sondern das Leben als Idee oder als ein Prinzip. Es wird mich vielleicht verwundern, lachte Erika in schnellen Sprüngen ein steiles Treppchen hoch, was sie gemacht hat, sie hat das »Lob« von Anfang bis Ende, von A bis Z auswendig gelernt. Dazu hat sie zwei Jahre gebraucht, bislang die schönsten ihres Lebens, denn mit jedem Satz, den sie sich unwiderfürlich gemerkt, den sie sich einverleibt hat, ist das Gefühl in ihr stärker geworden, was das Narrentum, die Torheit wirklich ist, ein Äther, durchweht von Weisheit, die ihn beweglich und für alles nützlich macht.

»Und diese ekstatische Ergriffenheit, wenn ich so sagen darf«, fragte ich, um die Orientierung nicht zu verlieren, »dieser Erkenntnistaumel hat zu einer unglücklichen Liebe geführt?«

»Ja, natürlich, andere Umstände, die üblicherweise«, lachte sie ihren Lachtriller, »zu einer unglücklichen Liebe führen, hätte ich, wie ich mich kenne, ganz sicher nicht akzeptiert.« Daraufhin, als würde sie ein Sitzungsprotokoll vortragen, fuhr sie trocken fort, dass sie sich eine automatische Weitwinkelkamera besorgt hat, vor der sie auf- und abwandernd ein fünfstündiges Video produzierte, in dem sie den gesamten Text des »Lobs« einem imaginären Pub-

likum ins Gemüt gesprochen hat. Dieses Einpersonenstück, versehen mit einer Vorrede, wurde von ihr ins Internet gestellt, in der erregenden, aber vergeblichen Hoffnung, viele Likes, Kommentare und interessierten Zuspruch zu erhalten, bis sich nach einem Jahr, in dem sie durch geistige Zerrüttung eine Ahnung ihrer aktuellen Krankheit entwickelte, ein Herr Donnersbach aus Deutschland via Mail bei ihr meldete, der bekundete, er habe an ihrer Umsetzung des Textes in Rhythmus und Melodie des Sprechens, in Mimik und Gestik, wie es sich für ein »Lob der Torheit« gehört, einen Narren gefressen, den er ihr, da ihn das Schicksal zum Investmentmillionär gemacht hat, beweisen möchte, indem er sie in seiner Kunsthalle in Düngersbühl, die er als Mäzen unterhält, mit der glücksverheißenden Erasmus-Botschaft auftreten lässt.

»Entschuldige, wenn ich dich unterbreche«, sagte ich, »aber wenn du mir genau ins Gesicht schaust, wirst du in meinen Zügen eine gewisse Einfalt bemerken, die aber nichts weiter als der Versuch ist, mein Erstaunen über das, was du mir erzählt hast, zum Ausdruck zu bringen.«

»Ich weiß, was du meinst«, ergriff Erika begeistert meine Hand, »du möchtest von mir eine Probe des »Lobs« hören, eine Probe meiner Kunst, nicht wahr?«

»Wie hast du das erraten?«

»Ganz einfach«, ließ sie meine Hand los, »durch Telepathie, die sich sehr häufig unter Menschen ereignet, die sich auf dem Gelände einer Traumwanderei befinden, wie man eine Nervenheilanstalt eigentlich und korrekterweise benennen müsste.«

»Wenn das so ist«, begab ich mich auf die Spuren jener Komik, die von der Genauigkeit herkommt, »wenn das so ist, dann muss man wohl zuerst die Mechanik von Geistes-

und Nervenkrankheiten restlos erkunden, bevor man sich daran machen kann, die Ursachen von Telepathie zu verstehen. Beides ziemlich aussichtslose Unterfangen, hingegen ist es relativ einfach zu erklären, warum ich eine Probe des »Lobs« aus deinem Mund hören möchte. Mein verständlicher Wunsch ist der, dass ich das Empfinden jenes Investmentmillionärs nacherleben möchte, der von deiner Darstellung des »Lobs« in dem von dir geschilderten Ausmaß hingerissen war.«

»Du weißt gar nicht«, schüttelte sie die von mir zur Sprache gebrachte Komik aus ihrem Kopf und stellte sich in der Weise von Schauspielern vor mich hin, die vor Beginn eines Stückes an der Rampe stehen und sich durch einen diffusen Blick ins Publikum auf sich selber konzentrieren, »du weißt gar nicht, wie sehr es mich freut, deinem Wunsch zu entsprechen.« Und nachdem sie ihre Hände in die Auftaktbewegung eines Dirigenten gebracht hatte, begann deren Tanz, dem ihre Stimme folgte, metallisch gebrochen durch eine dunkle, jedoch leichte Trauer, und ich bekam Folgendes zu hören: »Ich einzig, die Narrheit, bin eine so gute Närrin, dass ich bereitwillig mit meinen Wohltaten jedermann zu Diensten stehe. Betrachten wir nur die Dichter, wie sehr sind sie mir doch verpflichtet, sie, denen alles erlaubt ist; deren Mühe keinen anderen Zweck hat, als die Ohren der Narren durch possenhafte Schwänke und lächerliche Fabeln zu kitzeln. Und dennoch ist es erstaunlich, was für große Dinge sie auf diesen Wind bauen: weniger nicht, als dass sie sich die Unsterblichkeit und ein wonnevolles Götterleben herzhaft versprechen. Mit der Eigenliebe und Eigenschmeichelei leben sie vorzüglich vertraut; unter allen Sterblichen ist niemand, der mich, die Torheit, mit mehr Einfalt und Standhaftigkeit verehrt. Durch Bücherschrei-

ben wollen sie unvergesslich werden, hauptsächlich die, welche das Papier mit nichts als Läppereien beschmieren. Was die betrifft, die gelehrtes Zeug zusammenscharren, so scheinen sie mir nicht halb so glücklich zu sein, wie sie erbarmungswürdig sind, denn sie martern sich selbst, sie flicken hier etwas hinzu, ändern und streichen dort etwas weg, setzen es nach drei Tagen wieder hin, wiederholen und wärmen auf. Bei vielem Schweiß und Schmerz ist ihr Verlust ein großer, ihre Gesundheit wird vergeudet, ihr Angesicht geht zu Grunde, sie werden trüfäugig, wo nicht gar blind, ziehen sich Armut und Neid zu, und ohne jedes Vergnügen altern und sterben sie vor der Zeit. Ein Weiser in diesem Gram aber meint, all diese Übel werden ihm reichlich dadurch ersetzt, dass ihm hie und da von klugen Köpfen, verwirrten Seelen, wie ich weiß, das Blinzeln eines Beifalls gewährt wird.«

Erika schwieg plötzlich, sie gab mir mit den Augen einen entsprechenden Wink, als uns ein Mann entgegenkam, dem nicht nur der Wahnsinn zu Gesicht stand, sondern der überdies, noch dazu hinkend, schwer an einer furchterregenden Leibesfülle zu tragen hatte, ein Patient, der offenbar seine Kleidung liebte, die schwarze Uniform, versehen mit städtischen Hoheitszeichen, die von Ordnungswächtern, unbewaffneten Parapolizisten getragen wird. Geisterhaft vor sich hinäzchend, hinkte der Mann an uns vorüber. Ich war dankbar, dass mich sein wenn auch nur momenthafter Anblick von jedem Bedenken der Fallgruben meines Berufs entbunden hatte, und auch Erika wartete, bis der Mann weit genug weg nicht mehr hören konnte, was sie von sich geben würde.

»Weit glücklicher«, fuhr sie fort, »ist ein Schriftsteller, wenn er sich bei seinen Träumereien an mich, die Narrheit, hält, keineswegs zerbricht er sich den schalen Kopf,

sondern wie es ihm einfällt und in die Feder schießt, setzt er es gleich auf; es geht dabei nichts verloren als ein wenig Papier. Der Erfolg ist ihm sicher, je possenhaftere Possen er schreibt, umso mehr Beifall erhält er von allen Narren und Dummköpfen. Auch die verstehen die Sache besser, die eine fremde Arbeit für die ihrige ausgeben; den Ruhm, um den andere mit großer Mühe gearbeitet haben, ziehen sie leicht an sich. Man wird sie kaum des Diebstahls bezichtigen, vielmehr berühmt sich der Kritiker, er kennt die verborgenen Wege des Geistes, dass der werthe Herr die Ideen eines anderen großen Geistes weiter entwickelt hat.

Das Artigste aber ist, wenn sich die Helden des geschriebenen Wortes, diese glücklichen Narren, untereinander in ihren Briefen und Versen panegyrisieren, das heißt mit Lobgehüdel überschütten. Dieser nennt jenen einen Alcäus, und bekommt aus Dankbarkeit den Titel Callimachos. Sie, mein Herr, spricht einer, sind beredter als Cicero, und Sie, erwidert der andere, sind gelehrter als Plato. Gelegentlich fordert man einen Gegner zum Kampf auf, um sich durch einen Klopffechterstreich einen noch größeren Ruhm zu erwerben. Der gaffende Pöbel ist unentschlossen, welcher Seite er zujauchzen soll, bis es heißt, jeder der beiden habe den Sieg erfochten, beiden wird der Triumph zuerkannt. Der Weise lacht über diese Erznarheit, und niemand wird leugnen, dass die Streiter mir, der Torheit, ein herzlich vergnügtes Leben verdanken.«

Damit beendete Erika ihre Rezitation und verneigte sich leicht, ich aber war ratlos und wusste nicht im Mindesten, was ich von den Anwürfen gegen meine Zunft halten sollte. Mein Gesicht ging über vor Verwirrung, auf die sie, begleitet von einem Lächeln, mit dem Vorschlag reagierte: »Vielleicht kommst du wieder auf Schiene, wenn du dich von dem, was du gehört hast, durch einen rituellen Applaus etwas entlastest?«

Beschämt rührte ich eilig meine Hände, was dazu führte, dass sich die Korrektur meiner Unhöflichkeit in Begeisterung für ihren Vortrag verwandelte, und dass ich nach dem Ende des Applauses ganz selbstverständlich verkündete, es sei die heitermachende Torheit, in die alles Schreiben eingebettet, die letztlich dafür verantwortlich ist, dass ich partout für kein anderes Geschäft brauchbar bin.

»So ist es«, sagte Erika, »die Dinge, für die wir mit Leidenschaft brennen, entfachen auch durch ihre Schattenseiten ein atmendes Licht in uns.« Und ein herzhaftes Gähnen ließ sie sagen: »Aber jetzt bin ich müde, es gehört zu meinem Tagesablauf, mich alle drei, vier Stunden ausruhen zu müssen, mir wäre es lieb, wenn du an der Geschichte meiner unglücklichen Liebe interessiert bist ...«

»Natürlich bin ich interessiert. Was den Betrachtungswert betrifft, schlägt die unglückliche Liebe die glückliche bei weitem.«

»Sehr gut, fremder Harry, ich würde dich also bitten, sei so freundlich und besuch mich bald wieder, du kriegst dann die neueste Fassung dieser halbwegs wichtigen Episode meines Lebens serviert.«

»Du meinst neueste Fassung weil sich jede Geschichte durch ein neuerliches Erzählen etwas verändert?«

»Ist das nicht«, schaute sie mich verschleiert an, »ist das nicht der eigentliche Sinn des Erzählens?«

»Es hat sich seit Ewigkeiten so ergeben, und da es sich für uns als zuträglich erwiesen hat, muss man dem Erzählen wohl diesen Sinn zugestehen.«

»Gut«, nickte sie, »dann hättest du mir nur noch eine Bitte, wenn du mich jetzt zu dem Haus, wo ich hier wohne, bringst, dann lass uns ganz still, ohne zu reden, nebeneinandergehen?«

»Sehr gerne, aber warum?«

Statt zu antworten, berührte sie, begleitet von einem verständnisinnigen Blick, mit Zeigefinger und Daumen für ein, zwei Sekunden mein rechtes Ohrläppchen. Und nach einem reflexartigen Lächeln, das ich ihr zusandte, sagte sie: »Mein gegenwärtiger Wohnort erlaubt mir, solche spontanen Bedürfnisse ohne lange Vorreden zu stillen.«

»Natürlich! Mein Ohrläppchen hat sich auch sehr angenehm berührt gefühlt.«

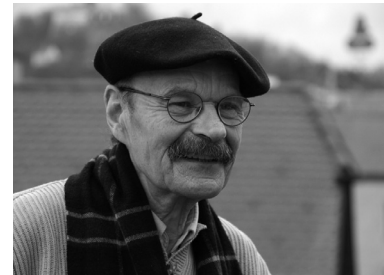
»Fein. Dann freue ich mich auf unser gemeinsames Schweigen.«

Also begleitete ich die Dame Erika als stummer Schildknappe bis zum Empfangstor der Klinik, wo sie mir ihre Handynummer als eine Art Tattoo mit Kugelschreiber in die Innenfläche meiner Hand schrieb, mit der Versicherung, ich sei ihr sowohl telefonisch wie auch in natura jederzeit willkommen.

Auf der Heimfahrt in Bus und Bim ließ ich die Szenen und Gespräche, soweit präsent, die ich mit der ebenso schönen wie bewundernswert irren Erika erlebt hab, Revue passieren, um sie zu Hause kurz und unkommentiert in meinem Tagebuch festzuhalten, eine langjährige Gewohnheit, in der ich mich wohlfühlte; und obwohl ich die Eintragungen äußerst selten las, bescherten sie dennoch mir den Glauben, eine ordnungsgemäß verbuchte Vergangenheit würde mir die Begegnung mit jedem neuen Tag, der da kam, in ungeteilter Aufmerksamkeit gestatten.

Am nächsten Vormittag, der Wintertag wurde von einer dürrtigen Sonne aufgehellte, traf ich mich in einem saalartigen Plüschcafé der Innenstadt mit dem Besitzer der Filmfirma, bei der ich seit etwa 5 Jahren als Verfasser von Drehbüchern für kleine Kriminalgeschichten vom Genre der TV-Serienware in Arbeit stehe, in einer, die mich bis vor einem Jahr zu einem ausreichend verdienenden Mann gemacht hat, da ich pro Jahr, mehr hat man mir nicht zugeteilt, lediglich zwei Szenarien geschrieben habe, wodurch ich mir den Luxus leisten konnte, zwischendurch dünne Romane zu schreiben, deren Exzentrik pro Titel ein- bis zweihundert Leser gefunden haben. Vor einem Jahr jedoch habe ich diese Reisen in ein abseitiges Universum bis auf weiteres ruhend gestellt, da mich die Laune einer weiblichen Fernsehgewaltigen, inzwischen Leiterin der Berlinale, aufgrund meiner Begabung für einen deutlich schräg gezinkten Humor zum alleinigen Schreiber einer Serie gemacht hat, die sich entschlossen hat, von den reichlich ausgetretenen Pfaden der Mördersuche um einiges abzuweichen.

Dass ich Peter Fink, trotz schäbiger Kleidung ein geschmeidiger Mann um die 50, dessen Firma ihren Sitz in Wien hatte, bei uns in Schenn traf, erklärt sich durch seinen Besuch der schönen Stadt, die auch sein Geburtsort war. Wir trafen uns aufgrund des unseligen Zufalls, dass die von uns hergestellte Serie, seit einem Jahr der Lieferant traumhafter Quoten, ein kuriose Ende gefunden hat, verursacht vom Star der Serie, dem Detektiv in der Maske eines genialen Schwachkopfs, dem trotz des Angebots, seine Gage zu verdoppeln, jede Lust auf die ewige Wiederkehr seiner Rolle, wofür ich ihn sehr bewun-



Alfred Paul Schmidt, 1941 in Wien geboren, lebt in Graz. Neben zahlreichen Prosawerken verfasste er unter anderem Theaterstücke, Hörspiele und seit 1986 Drehbücher für ORF-Krimi-Serien wie „Tatort“, „Stockinger“ oder „Soko Kitzbühel“.

Viele Preise, u. a. Fernsehpreis der österreichischen Volksbildung für das Drehbuch zur Romanverfilmung von „Die Wasserfälle von Slunj“ von Heimito von Doderer.

Alfred Paul Schmidt in der edition keiper:



Das andere Gestern
Roman

180 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-9502761-2-1



Nachbar Tod
Kriminalroman

204 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-13-2



Das Buch der Schläfer
Kriminalroman

232 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-9503343-9-5



**Aus dem Grenzenlosen
komm ich mir entgegen**
Roman

264 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-80-4



**Leuchtender Atem -
Alle Jahre wieder.**
Erzählungen

144 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-03-3



**Im Überfluss klar
daneben**
Ein Klangkristall

110 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-28-6



Die Logik der Schatten
Aphorismen und Anekdoten

176 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-61-3



Ein Tal über Triest
Roman

192 Seiten, Pappband
€ 20,00 (A) / 19,45 (D)
ISBN 978-3-903144-95-8

